Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1906)
Heft: 13-14

Artikel: Der Krieg als schaffendes Weltprinzip
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-802555

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wir schliessen unseren Berichtsauszug mit den schönen Worten aus dem Prolog Dr. Heinemanns, den der Dichter dem XIV. Weltfriedenskongresse widmete:

Wir sind:
„Bereit in Schrift und Bild, im Urteilsspruch
Des Schiedsgerichts den altererbten Fluch
Des Kriegs zu bannen — und eng verbunden —
Zu heilen der Menschheit selbstgeschlag'ne Wunden
Im Liebeswerk des Friedens. Der Freunde Zahl
Von jedem Stand und Land und jeder Wahl
Wächst stündlich uns im Schrecken dieser Zeiten,
Und heisse Wünsche unsern Bund begleiten
In unserm Ziel — — zum raschen Friedenssieg:
Drum auf! — Zur Losung: „Krieg dem Krieg!"

F. B.

—o—

Der Krieg als schaffendes Weltprinzip.

Eine Erwiderung.

Es ist nicht neu, die Behauptung von der Unausrottbarkeit des Krieges als das Ergebnis der Wissenschaft zu bezeichnen. Anderseits ist es nicht schwer, nachzuweisen, dass sie ein solches Ergebnis weder ist, noch auch nur sein kann. Denn es ist das Merkmal des wissenschaftlichen Resultats, dass es durch die Erfahrung, d. h. durch Vergangenheit oder Gegenwart bestätigt ist. Ein unerwartetes Ereignis kann wissenschaftlich nur vorausgesagt werden, wenn die das Ereignis bestimmenden Faktoren sämtlich bekannt und unveränderlich sind oder deren Veränderungsgesetz völlig bekannt ist. Nichts von alledem trifft für die Voraussage der Unausrottbarkeit der Kriege zu.

Wenn in der Entwicklung der Menschheit stets Kriege waren, so kann durch nichts bewiesen werden, dass sie auch nur ein Jahrhundert weiter bestehen werden. Wir können die Fortdauer vermuten, aber nicht wissen. Ergebnis der Wissenschaft aber ist nicht das, was man vermuten, sondern das, was man wissen kann.

Bleibt die Frage der Wahrscheinlichkeit. Die Gedankenfolge, welche zur gegenwärtigen Erwiderung Veranlassung gab, ist, von Beiwerk befreit, ungefähr diese:

Der Kampf ist der Vater aller Dinge, auch der Entwicklung der Menschheit. In dieser hat er zwei Hauptformen angenommen. Die eine regelt die innere Entwicklung in Familie, Gemeinde, Staat, Volk nach der von diesen Verbänden hervorgebrachten Gesellschaftsordnung. Der so geregelte innergesellschaftliche Wettbewerb bewirkt eine Auslese der Tüchtigsten, deren Tätigkeit die Weiterentwicklung der Gesellschaft bedingt. Diese Auslese ist künstlich, Menschenwerk, als solches in seiner Wirkung zweifelhaft. Sie vollzieht sich unblutig. Dieser Auslese steht die der Völker und Rassen gegenüber oder vielmehr sie geht neben der ersteren her, ist ein Werk der Natur und vollzieht sich durch Blut und Eisen, durch den Krieg. Der Kriegserfolg verschafft dem Sieger Neuland, Häfen, Zugänge zum Meer, günstigere Lebensbedingungen, die er dem Unterlegenen nimmt. Da dieses Wegnehmen durch die grössere Volksvermehrung des Siegers nötig und dessen grössere Kriegstüchtigkeit möglich, ein anderes Mittel nicht vorhanden, so ist der Krieg unvermeidlich und unersetzbar. Insofern der Kriegserfolg die Voraussetzung des Fortschritts des Siegers, ist er die Bedingung der Kulturentwicklung überhaupt.

In dieser Schlussfolge muss zunächst die Allgemeinheit des Ausgangssatzes beanstandet werden. Gewiss ist der Kampf eine Grunderscheinung des Lebens. Aber wenn er eine Bedingung alles Werdens ist, so ist er doch nicht die einzige, sondern nur eine unter vielen. Dann nimmt er eine solche Unmasse von verschiedenen Formen an, dass die überaus seltene der Ermordung des Artgenossen völlig verschwindet — ein Umstand, welcher es von vornherein sehr unwahrscheinlich macht, dass dieser seltenen Form irgendwelche artgestaltende Kraft zugeschrieben werden kann. Endlich bildet in dem jedem Individuum auferlegten Lebenskampf der Kampf gegen die Artgenossen einen verschwindend kleinen Bruchteil gegenüber dem Kampf mit den anorganischen Gewalten der Natur und gegenüber feindlichen fremden Arten. Unser Organismus kämpft Tag und Nacht unablässig gegen Hitze und Kälte, Nässe und Trockenheit, gegen Hunger und Durst, gegen Bakterien und Vergiftungen aller Art, gegen Lust und Schmerz, gegen Ueberanstrengung und Faulheit, gegen Vergnügen und Langeweile, so dass dem Augenblick, in welchem der wehrfähige Deutsche, einer aus Millionen seines Volkes, in die Lage kommt, einen wehrfähigen Franzosen, wieder einen einzigen aus Millionen seines Volkes, niederzuschiessen, wirklich keine Rassenmerkmale hervorbringende Kraft zugemessen werden kann, wenn auch die ein- oder zweijährige Dienstzeit für manchen diesen oder jenen dauernden oder vorübergehenden hygienischen oder erzieherischen Gewinn mit sich bringt. Dass dieser Gewinn nicht auf anderem Wege erzielt, insbesondere erst durch jenen Augenblick, in welchem der Deutsche den Franzosen erschiesst, zum Gewinn der Menschheit werden kann, wird im Ernst nicht behauptet werden können.

Dann: Die Lehren vom Kampf ums Dasein und von dessen artbildender, auserlesener Kraft, vom Ueberleben des Geeignetsten, kurzum das Dogma von der mechanischen Entstehung der organischen Welt, waren nie und sind auch heute nicht Bestandteile irgendwelcher Wissenschaft, sondern eines Glaubens, und zwar eines Glaubens, der heute im wesentlichen der Vergangenheit angehört. Dies gilt nicht nur im allgemeinen, sondern insbesondere für die Uebertragung jener Vorstellungen auf die Untersuchung der Kräfte, welche die gesellschaftliche Entwicklung der Menschheit bestimmt haben und noch bestimmen. In der Tat, in einem Zeitalter der Findelhäuser, der Säuglingsbrutanstalten, der zahllosen Heil- und Pflegestätten für kranke und lebensschwache Kinder, der Ferienkolonien, der Sanatorien für alle möglichen Gebresten, der Kranken-, Alters- und Invalidenversicherung, der Unsumme von hygienischen Vorkehrungen aller Art, welche, von der Allgemeinheit dem einzelnen bereitgestellt, dem kümmerlichsten Schwächling eine Aussicht des Fortkommens und des Wettbewerbs mit dem Gesündesten eröffnen, die jene frühere Zeit unberechenbar weit übertrifft, ist es wirklich schwer, von einer auslesenden, artbildenden Kraft des Kampfes ums Dasein in diesem Zusammenhang zu reden. Diese Schwierigkeit kann nun aber nicht dadurch beseitigt und jene artbildende, auslesende Kraft kann nicht dadurch gerettet werden, dass die innerhalb der Gesellschaft in den Verbänden von Familie, Gemeinde, Staat sich vollziehende — einen Augenblick als tatsächlich angenommene — Auslese als künstlich, als Menschenwerk und zweifelhaft erklärt wird, während die zweifellos wirksame Auslese zwischen den Völkern und Rassen durch den von der Natur gebotenen Kampf dieser Verbände durch den Krieg stattfinde. Denn Volk und Rasse sind Sammelbegriffe, Abstraktionen, so gut wie die von Familie, Gemeinde und Staat, und haben so wenig wie diese eine von den Individuen lösbare Bedeutung. Und der umschliessende Verband steht in keinen anderen Naturbeziehungen als der umschlossene. Denn wenn der tägliche und

stündliche Kampf innerhalb von Familie, Gemeinde, Stamm, Staat und Volk nicht die erforderliche Auslese bewirkt, so ist dies von den alle Menschenalter eintretenden par Schlachttagen kaum zu erwarten, man müsste denn alle Wirkung dem Unterschied der Form des Kampfes, der blutigen gegenüber der unblutigen, zuschreiben können. Welche artbildenden Eigenschaften können aber von dem Bruchteil des Heeres, das wieder ein kleiner Bruchteil des Volkes, in den drei Entscheidungsschlachten durch die bewiesene Marsch-, Lauf- und Schiessfertigkeit für das gesamte Volk — von Rasse gar nicht zu sprechen — für die folgende vierzigjährige Friedenszeit und für den vierzig Jahre entfernten Krieg, für den man vielleicht mittlerweile in fortschreitender Kulturentwicklung gelernt haben wird, den Gegner zu vergiften statt zu erschiessen, erworben werden? Die Frage erheischt keine Antwort.

Doch verlassen wir den Boden der Hypothesen und Konstruktionen einer vergangenen Gedankenwelt. Sehen wir zu, wie der Krieg, die gewaltsame Tötung von Artgenossen, zum Zweck der Aneignung von Lebensgütern der Getöteten durch die Tötenden sich im Laufe der Zeiten zu der heutigen zwischen den Kulturvölkern üblichen Form entwickelt hat. Der Kannibale tötet den Artgenossen und verzehrt den Leichnam in dem Glauben, nur durch den Frass wirklich getötet und sich das Wertvolle des Getöteten angeeignet zu haben. Der Krieg zum Zwecke der Menschenfresserei besteht heute noch in Afrika, Asien, Amerika, Australien und auf den Südsee-Inseln. Entferntere Güter raubt dem Getöteten der Krieg zum Zwecke des Waffen-, Vieh-, Weiber-, Sklaven-, Land-, Waren- und Goldraubs. Im einfachsten Fall steht ein einzelner einem einzelnen gegenüber, dann kommen Familien-, Sippen-, Stammes-, Staaten-, Völkerkriege. Rassenkriege sind bis jetzt nicht vorgekommen. Das Schema ist immer gleich: Von zwei Nachbarn verlangt der eine von dem anderen etwas, was dieser nicht zugesteht. Der erste bedroht mit der Waffe des anderen Leben, dieser wehrt sich mit der Waffe. Der Ausgang des Kampfes befriedigt, beschränkt oder widerlegt den Anspruch des Angreifers, je nachdem die allgemeine Lage der Dinge nach Beendigung des Kampfes es bedingt. Der Friede ist hergestellt, für immer im Falle des Einzelkampfes, wenn einer der Gegner getötet ist oder wenn sich die beiden Gegner nach dem Kampfe zu einem Verband zusammenschliessen, zu Familie, Sippe, Stamm, Gemeinde, Staat, Volk, innerhalb dessen der blutige Austrag von Interessengegensätzen ausgeschlossen ist. Insofern nun solcher Zusammenschluss im Laufe der Menschheitsentwicklung in immer rascher wachsendem Umfang zugenommen hat, hat anderseits die Anzahl der Kriege mit zunehmender Geschwindigkeit abgenommen. Kannibalismus, Brudermord, Blutrache, Sippen-, Stammes-, Gemeinde-, Städtekriege sind aus dem Leben der Kulturvölker völlig verschwunden, der Abstand der Staaten- und Völkerkriege nimmt stetig zu, der Zusammenschluss der Völker, manchmal sogar recht verschiedenartiger Völker, zu Völkerbünden zum Zwecke, den Teilnehmern den Frieden zu sichern — Bündnisse, welche schon eine erhebliche Zahl von Kriegsmöglichkeiten, wenigstens zwischen den Teilnehmern der Bündnisse, ausschliessen — wird immer häufiger und wirksamer. Das bedeutet nun keineswegs, dass die Gegensätze seltener oder geringer geworden, sondern nur, dass sie entweder selbst andere geworden oder dass heute wirksamere Mittel des Ausgleichs als der Krieg zur Verfügung stehen, wie sich in den Verbänden von Familie, Gemeinde, Staat, Volk die unblutigen Mittel als die zweckmässigeren durchgesetzt haben. Und den Nagel auf den Kopf mit der Bewertung der zunehmenden Kraft dieser Mittel trifft der alterfahrene, weitblickende österreichische Parlamentarier, der am 12. April in der „Allgemeinen Zeitung“ über die Lösung der letzten Krisis in Ungarn schreibt: „Wieviel mehr oder weniger berechtigte Vorwürfe man auch gegen unsere Zeit richten mag, das eine hat sie gewiss vor anderen Geschichtsperioden voraus, dass sie gewaltige Umwälzungen zulässt ohne Blutvergiessen. In Ungarn bestand in den Jahren 1905 und 1906 eine Revolte, eine Revolution. Die sogenannte Koalition war nichts anderes als ein Konvent; aus den Wahlen 1905 schien ein revolutionäres Ungarn nach dem Muster von 1848 hervorzugehen. Grimmig und unversöhnlich standen sich Koalition und Herrscher gegenüber. In der Tat kam es auch zu Schlachten, aber sie wurden nicht bei Komorn, Ofen oder Temesvar geschlagen, sondern in Wien und Pest: nicht auf rot gefärbtem Wahlfelde, sondern in reinlichen Ständesälen und Kabinetten; nicht mit Kanonen, sondern mit Reden, Denkschriften und Verhandlungen. Und das Ende? Die Rebellen bluteten nicht auf den Richtstätten von Eperies oder Arad, sondern sie sitzen in bequemen Sesseln und sind Minister Seiner Majestät geworden.“

In derselben Nr. v. 2. Mai Beil. Nr. 101 „Allg. Zeitung“ (München) ein paar Zeilen weiter heisst es in einem Artikel über die Presse und die deutsche Weltpolitik folgendermassen: „Es mag ja den überlieferten Vorstellungen von der Würde und dem Tätigkeitskreis des Diplomaten widersprechen, was z. B. in Rom und in Madrid die dortigen Botschafter der französischen Republik taten, die mit der Presse und ihren Vertretern in eine so enge Fühlung traten, als seien sie bei diesen und nicht bei den Regierungen beglaubigt. Diners der gesamten Pressvertreter beim Botschafter, intime Diners und trauliches Tête-à-Tête mit einzelnen Zeitungsleitern, Ordenssegen für alle und — als Gipfel — ein förmlicher Dankerlass nach beendetem Feldzug, wie ihn soeben Herr Cambon in Madrid an die hauptstädtische Presse hat ergehen lassen: das mag alles neu sein, unerhört vielleicht, aber in unserer auswärtigen Politik müssen wir hinfort mit solchen Dingen als der Regel rechnen und vor allem mit ihren Wirkungen.“

Aendert sich also die Welt — und sie ändert sich handgreiflich und schneller als man wohl denkt, so ändert sie sich doch offenbar nicht im Sinne des Krieges. Am deutlichsten zeigt sich dies unter anderm an zwei Punkten. Dem Sieger wird es immer schwerer, den Siegespreis zu erhalten, den Zweck des Krieges zu erreichen. Der Sieger von Custozza und Lissa gewinnt nicht nur nichts, sondern verliert noch Venetien, der Berliner Kongress und der Frieden von Shimonosekt raubt den Siegern den Erfolg, das nach allen Regeln der Kunst geschlagene Griechenland verliert nicht nur nichts, sondern gewinnt von der siegreichen Türkei noch Kreta, und im Frieden von Portsmouth kann Japan nach einem beispiellos glänzenden Kriegserfolg von dem niedergestreckten, aus tausend inneren Wunden blutenden Gegner nicht einmal einen Pfennig Kriegskostenentschädigung erreichen. Von der Eroberung jener weiten Strecken Neuland, um welche angeblich die modernen Völkerkriege unternommen werden, ist keine Spur zu entdecken, noch zu erwarten, schon aus dem einfachen Grunde, weil solche Strecken, welche irgend einen erheblichen Teil der Kulturvölker aufnehmen könnten, nicht vorhanden sind. Der letzte Fall einer nennenswerten territorialen Veränderung innerhalb der Kulturstaaten ereignete sich vor 35 Jahren mit Elsass-Lothringen. Und wieviel von den 15 Millionen Köpfen, um welche sich seitdem

die deutsche Bevölkerung vermehrt hat, wurden von dem neuen Reichsland aufgenommen? Wenn also die Volksvermehrung den Krieg mit Frankreich naturgesetzlich notwendig gemacht hätte, so ist doch der Zweck, in dem eroberten Gebiet Platz für den Menschenzuwachs des Siegers zu schaffen, jedenfalls nicht erreicht worden. Bliebe nur die Annahme, dass der deutsch-französische Krieg eine Ausnahme, was für Naturgesetze immerhin eine fatale Feststellung wäre, wenn solche Feststellung gegenüber der Tatsache, dass die Erwerbung von Neuland, welches zur Aufnahme eines wesentlichen Teils des Bevölkerungsüberschusses des Siegers dienen könnte, als Folge des Sieges überhaupt nicht beobachtet wird, noch irgend welchen Reiz böte.

Zweitens: Der Krieg ist in raschem Wechsel der Dinge heute zu einem Werkzeug geworden, dem bald kein Arm mehr gewachsen sein wird. Die Gefahr, beim Gebrauch sich unheilbar selbst zu beschädigen, steht in keinem Verhältnis mehr zur Aussicht des Gewinnes. Das siegreiche Japan musste, auf den Tod erschöpft, den Frieden mehr erbitten, als es ihn diktieren konnte, und muss heute ungezählte Tausende seiner Bewohner verhungern lassen, was es zur Verminderung des Bevölkerungsüberschusses auch ohne Krieg hätte tun können. Das geschlagene Russland steht, von inneren Wirren zerfleischt, am Rande des Verderbens, ohnmächtig, sein eigenes Dasein zu ordnen, und dreimal ohnmächtig, in die Ordnung der Dinge jenseits seiner Grenzen einzugreifen. Ein Krieg, in dem Deutschland seine heutige Heeresmacht ins Feld stellt, kostet dem Lande täglich 20—30 Millionen Mark, d. h. der Kriegsschatz im Juliusturm ist in vier bis sechs Tagen erschöpft. So gleicht der Krieg einem hohlen Beil, in das die Benutzer nach und nach so viel Blei eingegossen haben, bis es nun von niemand mehr geschwungen werden kann.

Aber selbst wenn die Kraft noch hinreichte, so bedarf es doch noch eines gewissen Aktionsraums. Wenn der Angriffs- oder Verteidigungslustige von den andern so nahe umstanden wird, dass er das Beil nicht heben kann, so hilft der stärkste Muskel und die schärfste Schneide nichts mehr. Und ist die Anzahl der anderen gross genug und jeder in gleicher Enge dauernd umgeben, so kann ein jeder sachte sein Beil fallen lassen ohne Schaden für sich und die übrigen. Diesem Zustande, der in den Verbänden Familie, Gemeinde, Staat, Volk bereits erreicht ist, nachdem der kriegsähnliche in ihnen in stetiger Entwicklung mit einem Merkmal um das andere verschwunden ist, strebt offensichtlich auch das Zusammenleben der Völker zu, nicht aber fabelhaften Rassenkriegen, die schon deshalb undenkbar, weil die Angehörigen der verschiedenen Rassen, heute schon über die ganze Erde zerstreut, sich niemals zu kriegsfähigen Verbänden zusammenschliessen können.

Summa: Der Krieg entspringt nicht irgend einem unabänderlichen Naturgesetz, sondern menschlichen, allzu menschlichen Ursachen, von dem Geweih des guten Menelaus an bis zu den russischen Waldspekulationen in der Mandschurei. Er ist nicht die Blüte der Kulter, die erst in ihrer letzten und grässlichsten Form, dem Rassenkrieg, allen möglichen und höchsten Segen bringen kann, sondern ein Ueberbleibsel barbarischer Zeiten, ein Fleck auf dem Kleide der Menschheit, der mit gesteigertem Reinlichkeitsgefühl verschwinden wird wie die anderen Flecke der Art: Kannibalismus, Blutrache, Menschenraub, Sklaverei, Folter, Hexenverbrennung und Soldatenverkauf verschwunden sind. Ob sich dabei der eine oder der andere das Weltbild einer kriegslosen Entwicklung nicht zu zeichnen vermag oder als Kriegs- oder Friedensfreund den Gang der Weltgeschichte mit seinen Gefühlen begleitet, fällt wenig ins Gewicht.

Paul Garin.

——o——

Neue Steuern in Deutschland.

Auf der ersten Haager Friedenskonferenz waren es die Vertreter Deutschlands, welche behaupteten, die Militärlasten drückten das deutsche Volk nicht und darum sei eine Abrüstung unnötig. Sehen wir nun, welche kulturgefährdenden Mittel man heute schon im Deutschen Reiche anwenden muss, um den ins Ungeheuerliche sich steigernden finanziellen Anforderungen des Kriegsmolochs gerecht zu werden. Da finden wir als neueste, recht widerwärtige Einrichtung die Fahrkartensteuer. Diese Steuer hat, neben den grossen Nachteilen, die sie auf Handel und Verkehr des eigenen Volkes ausübt, das Hässliche an sich, dass sie die reisenden Ausländer mit in den Bann der Steuerpflichtigen hineinzieht. Also der in Deutschland reisende Franzose hilft nun mit seinem Golde die auf ihn zielenden Kruppschen Geschütze zahlen. Diese Steuer tritt mit dem 1. August d. J. in Kraft. Wir führen hier einige Beispiele von der schädigenden Macht dieser Steuer an:

Man wird zu einem 2 Mark kostenden Billett dritter Klasse 10 Pfennig Steuerzuschlag zahlen müssen, zu einem solchen zweiter Klasse 20 Pfennig, zu einem solchen erster Klasse 40 Pfennig. Für ein Billett, das 50 Mark kostet, beträgt der Zuschlag in der dritten Klasse 2, in der zweiten 4, in der ersten 8 Mark. Das ist recht schmerzhaft.

Schon einen Monat früher, also am 1. Juli, traten im Deutschen Reich folgende neue Steuern in Kraft: die Erbschaftssteuer von 4—10 Prozent je nach dem Verwandtschaftsgrad, mit einer bei grossen Erbschaften sich bis zum zweieinhalbfachen Betrag steigernden Progression; die Zigarettensteuer von 1,50 bis 10 Mark pro 1000 Zigaretten, je nach der Qualität; die Frachturkundensteuer; die Automobil- und Motorvelosteuer; die Tantiemesteuer; die Steuer für unbegebene Aktien; die Brausteuer. Auch in diesem Bouquet sind Blüten, die einen verkehrsschädigenden, für Handel und Wandel giftigen Geruch haben.

Am gleichen ersten Julisonntag wurde das Porto im Ortsverkehr heraufgesetzt für Postkarten, Drucksachen, Geschäftspapiere und Warenmuster. Die billigen Ortstaxen sind vor sechs Jahren eingeführt worden, um das Publikum die Aufhebung der Privatposten verschmerzen zu lassen. Jetzt sind sie dahin! Die so viel benützten blauen Zweipfennigpostkarten können nur noch unter Aufklebung einer Dreipfennigmarke benützt werden.

Alle diese fiskalischen Massregeln treten — das ist nicht zu vergessen — ein, nachdem erst wenige Monate vorher der neue Zolltarif ohnehin Leben und Verkehr beträchtlich verteuert hat.

Wir sehen, so glänzend muss es mit den Reichsfinanzen nicht stehen, dass man zu solchen kulturschädigenden Mitteln greifen muss, um sich über Wasser zu halten. O wenn doch die Völker zu *denken* anfingen! Aber man lässt sich immerzu von den interessierten Hurrapatrioten an der Nase führen und zahlt den Spitzbuben noch obendrein die Rechnung aus dem eigenen Beutel!

Hoffen wir, dass endlich dem Volke die Augen aufgehen und dass auch die deutschen Delegierten für die zweite Haager Konferenz unter dem Drucke der Verhältnisse und der öffentlichen Meinung die-